

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Rundschau

Ein Staatsmann der neueren Eidgenossenschaft.

Dr. J. Ammann: Theodor Curti, der Politiker und Publizist.

Am 14. Dezember 1914 starb in Thun bei seinem Sohne der Politiker, Journalist und Dichter Theodor Curti von Rapperswil im Alter von 66 Jahren. Ihm errichtet Redaktor Dr. J. Ammann in der Form einer erweiterten Dissertation, die im Umfange von 224 Seiten bei H. Gasser & Sohn in Rapperswil erschienen ist, ein auf reiches Quellenmaterial aufgebautes biographisches Denkmal. Unserer Zeit ist der Name Theodor Curti noch in lebhafter Erinnerung, stand er doch Jahrzehnte lang im Brennpunkt der politischen Kämpfe unseres Landes. Theodor Curti, der Sohn des nachmaligen Stadtschreibers Carl Curti von Rapperswil — den ich als Knabe in den Ferien einmal über die alte Holzbrücke nach Gurden begleiten durfte —, einer lebensfrohen kräftigen Mannesgestalt, der als Student in München mit Gottfried Keller freundschaftlich verkehrt hatte,*) besuchte an den Universitäten Zürich, Genf und Würzburg medizinische, juristische, staatswissenschaftliche und allgemeine Vorlesungen und verstand es, ausgerüstet mit einem seltenen Schätze gründlichen Wissens auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der Geisteswissenschaften, sich schon als Student durch das Mittel der Presse und der öffentlichen Rede für seine politischen und weltanschaulichen Ideen einzusetzen. Im Herbst 1871 übernahm er die Redaktion der liberalen St. Galler Zeitung und trat damit zugleich das politische Erbe des demokratischen Führers Nationalrat Friedrich Bernet an; „damit war Curti auf den Posten gestellt, von dem aus er mit dem unerschrockenen Mute der Jugend für seine Ideale kämpfen konnte, hier versuchte er ganz im Sinne und Geiste Bernets der demokratischen Richtung zum Durchbruch zu verhelfen“, mit dem Programm: Toleranz, Ausbau der Volksrechte, Sozialreform. Da er es gegen die altliberalen Führer nicht durchzusetzen vermochte, trat er anfangs 1873, dem Rufe seines Freundes Leopold Sonnemann, der ihn schon im Herbst 1870 als Berichterstatter ins Elsaß gesandt hatte, folgend, in die Redaktion der von Sonnemann begründeten „Frankfurter Zeitung“ ein. 1879 kehrte er — er hatte inzwischen in einem von Bismarck gegen die „Frankfurter Zeitung“ angestregten Prozesse wegen seiner Weigerung, das Redaktionsgeheimnis preiszugeben, zwei Monate die Ruhe des Gefängnisses Klapperfeld genießen dürfen — in die Schweiz zurück und gründete zusammen mit seinem Freunde Reinhold Ruegg in Zürich die demokratische „Zürcher Post“.

Hatte er in St. Gallen für die Bundesverfassungserneuerung gekämpft, so setzte er sich nun in Rede und Schrift für deren Ausbau und Erweiterung im Sinne der Demokratie und der Sozialreform ein. Sein Lebensabriß bietet von da an eine Geschichte der schweizerischen Innenpolitik in den nächsten zweieinhalb Jahrzehnten. Überall stand er, der demokratischen Ausgestaltung des Staates und der Sozialreform die Fackel seines Geistes vorantragend, in der vorersten Kampflinie. 1881 bis 1902 war er Mitglied des Nationalrates, zuerst in einem Zürcher Wahlkreise, später in St. Gallen gewählt, 1891–1894 Mitglied des zürcherischen Kantonsrates, 1894–1902 Regierungsrat des Kantons St. Gallen. Auch in diesen Stellungen warb er für seine politischen Ziele. Sein Name ist mit fast allen wichtigen Neuerungen im staatlichen Leben der Schweiz im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts maßgebend verknüpft. Er stritt für das Banknotenmonopol, für die Lösung der Alkoholfrage, für die Verstaatlichung der Eisenbahnen, für die Förderung der Landwirtschaft und der gewerblichen Bildung, für die Wahl des Bundesrates durch das Volk, für die Verhältnismahl, für die Gleichberechtigung der damals von den Behörden verfolgten Heilsarmee, für die Gesetzesinitiative, für die Einführung von Staatsmonopolen (Zündhölzchen, Spielfarten, Tabak), gegen das Manchesterium, für die Trennung von Kirche und Staat, für die Ermöglichung von Initiativen für Teilrevisionen der Bundesverfassung, für die Unterstützung der Primarschule und sonstiger Bildungsanstalten durch den Bund, für die Arbeitszeitverkürzung, für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, für Ruhetage des Verkehrs-

*) Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, S. 65.

personals. Er war ein eifriger Förderer der Arbeiterbewegung und kämpfte Schulter an Schulter mit dem katholischen Nationalrat Decurtins für die Verbesserung des Loses der unselbständig Erwerbenden. Als Mitglied der st. gallischen Regierung schuf er das Gesetz über die Güterzusammenlegung, sowie die Verkehrsschule und die Handelsakademie, die seither zur Handelshochschule ausgebaut worden ist.

Seine edle „Leidenschaft für den Staat“ — das Wort geht auf ihn selbst zurück — ließ ihn die Wahl in den Bundesrat erstreben. Der Erfolg blieb ihm versagt. Er hatte sich durch sein Eintreten für den Abbau des Kulturkampfes im Interesse der Heranziehung aller Volkskreise für soziale Aufgaben zahlreiche Gegner geschaffen, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er als Führer der Demokraten zur Erreichung dieses Zieles im Kanton St. Gallen ein Wahlbündnis mit den damals noch als „Ultramontane“ bezeichneten katholisch konservativen abgeschlossen hatte, das die Liberalen, die eine Hauptaufgabe des Staates und namentlich des Schicksalskantons in der Durchführung der rein bürgerlichen Schule erblickten, in der Regierung bleibend in Minderheit versetzte, und daß er auch sonst eigene Wege zu wandeln pflegte. Daß Curti in hohem Maße die Befähigung zum Eintritt in die Bundesregierung besaß, wurde schon damals von niemand bestritten. Dieser Mißerfolg und die Beschränktheit des Tätigkeitsgebietes im Kanton St. Gallen mochten ihm den Entschluß erleichtern, 1902 neuerdings dem Rufe Sonnemanns zu folgen und die Direktion der „Frankfurter Zeitung“, die inzwischen das Ansehen eines Weltblattes erlangt hatte, zu übernehmen. Es ist nicht möglich, sein Wirken auf diesem neuen Tätigkeitsfelde, das in der Oberleitung der Herausgabe der 976 Seiten Großformat umfassenden Jubiläumsschrift „Geschichte der Frankfurter Zeitung 1856—1906“ seinen nach außen in Erscheinung tretenden Gipfelpunkt erreichte, hier näher zu verfolgen. Auf Ende Mai 1914 trat er als Direktor der „Frankfurter Zeitung“ zurück, um nach Straßburg zurückzukehren, wo er seine journalistische Laufbahn begonnen hatte, das er dann kurz nach Kriegsausbruch mit Thun vertauschte. „Durch des Lebens labrynthisch irren Lauf, durch die wechselnden Tagesmeinungen und Zeitströmungen habe ich meine freie Überzeugung und meinen Zukunftsglauben hindurch gerettet und bewahrt,“ durfte er sagen, als er von der Direktion der „Frankfurter Zeitung“ schied.

Über Curti als „Partei“-Mann schreibt Ammann:

„Curti vermochte nicht, sich irgend einem Parteiwillen einzuordnen; Hauptsache war ihm die Verwirklichung seiner Ideen. Sein politisches Programm war zu weit gefaßt, als daß er es in einer starren Schablone hätte unterbringen können. So wuchs er über den Rahmen der Partei hinaus, der er sich zuerst zur Verfügung gestellt hatte; er konnte nicht Wesentliches von seiner Persönlichkeit preisgeben und sich geduldig in Reih und Glied einstellen. Er fühlte sich zum Führer geboren und war felsenfest überzeugt, daß die Zukunft seinen Ideen gehören müsse. So schlug er eigenwillig Wege ein, die ihn vom großen Heerhaufen trennten. Oft geriet er dabei in die Einsamkeit, oft ging er, wenn es galt, seinen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen, Bindungen mit politischen Parteien ein, denen er innerlich fern stand. Der Grundzug seines politischen Wesens war ein wirklicher Liberalismus, der in kulturellen Fragen weitherzigste Toleranz gegenüber allen politischen und religiösen Auffassungen bedeutete; er war Demokrat durch und durch, der im Ausbau der Volksrechte die Vollendung der Volkssouveränität erblickte, und die Demokratie war für ihn der Boden, auf welchem durch eine weitgehende Sozialreform der soziale Friede und Ausgleich aufgebaut werden konnte.“

Wie Curti über die Bestrebungen, Liberale und Demokraten in der Eidgenossenschaft zu einer Partei zu vereinigen, dachte, ist aus Nr. 27 der „Züricher Post“ vom Jahre 1885 ersichtlich: „Es gibt draußen in der Eidgenossenschaft immer liebe Tanten, welche meinen, Heiraten stiften zu müssen, sie wollen durchaus den Liberalismus und die Demokratie zusammenkoppeln. Aber man kann ja auch sonst leben, und aufrichtig gesagt: wir haben solange nicht Lust, uns unter die Haube bringen zu lassen, als wir nicht sicher sind, in der Ehe den Liberalismus unter den Pantoffel zu bekommen. Bei Verstandesheiraten — denn Liebe kann das junge Mädchen für den alten Herrn nicht empfinden — darf man praktisch denken.“

Ich beschränke mich darauf, Ammann zu folgen, soweit er Theodor Curti als Politiker schildert. Vielleicht gibt mir die Schriftleitung ein andermal das Wort,

um das IV. und VI. Kapitel seines Buches „Der Publizist und Journalist“ und „Lebensführung“ zu besprechen. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß Curti, der mit Recht der erste schweizerische Journalist seiner Zeit genannt wurde, einer der wenigen wirklichen Staatsmänner der neueren Eidgenossen = schaft war, der sich mit hohem Idealismus und mit reichem Wissen für die Fortentwicklung unserer demokratischen Einrichtungen einsetzte, befeelt von der Überzeugung, daß ein tüchtiges gebildetes Volk selbst am besten in der Lage ist, seine Geschicke zu bestimmen und der für die friedliche Lösung der sozialen Frage im Sinne genügender ökonomischer und sittlicher Sicherung aller Volksgenossen mit Leidenschaft kämpfte. Wenn er nicht alle Ziele erreichte, so lag der Grund darin, daß er seiner Zeit um einige Jahrzehnte vorausgeeilt war. Dem Buche Ammanns gebührt das Verdienst, diesen bedeutenden Eidgenossen unserem Geschlechte wieder nahe gebracht zu haben. Möge es recht viele Leser finden, die einen Funken „der Leidenschaft für den Staat“ in sich fühlen, und daraus lernen, daß auch in der modernen Zeit nur der Geist, nur die Idee den Staat lebendig erhält.

Eugen Curti.

Anm.: In einer 2. Auflage wäre zu berichtigen, daß Dr. Kaiser nicht zu Curtis Lehrern gehörte, daß Dr. Ferdinand Curti nicht sein Onkel, sondern Geschwisterkind zu Th. Curtis Vater war und daß Nationalrat Gaudy den Dokortitel nicht besaß.

Wehrfragen.

Julius Binder, Die sittliche Berechtigung des Krieges und die Idee des ewigen Friedens. Junker & Dünhaupt, Berlin, 1930; 37 S.

In der Menge der Kriegsbücher, die seit einem Jahr besonders über die deutsche Lesermwelt hinflutet, sind es nur wenige, die mit männlichem Mut versuchen, sich mit der Tatsache des Krieges abzufinden, das schwere Geschick zu ertragen. Millionenaufgaben haben andere Bücher erlebt, deren Autoren sich zermürben ließen durch die entfesselte Hölle. Die vorliegende Schrift zeigt, wie schwer einsichtige Deutsche ringen, dem Krieg eine sittliche Seite abzugewinnen. Der Verfasser gibt einen Überblick über die verschiedenen philosophischen und rechtlichen Auffassungen vom Krieg einerseits, vom ewigen Frieden andererseits. Die Sehnsucht nach Frieden und Freiheit ist von den Völkern stets auf zwei Arten zu verwirklichen versucht worden: die einen suchten durch Bündnisse und Verträge sich zu sichern in einer negativen Freiheit, die andern suchten die positive Freiheit der Aktivität in der Beherrschung anderer Völker. Eine sittliche Auffassung des Krieges finden wir erst auf Grund einer sittlichen Auffassung des Staates, in den Anfängen bei Fichte und dann konsequent bei Hegel. Ihm ist der Staat nicht mehr eine bloße Vereinigung von Individuen, sondern ein Volk als Einheit, ein Wesen von sittlichem Wert. Der Einzelne ist möglich und wirklich nur als Glied der Gesamtheit, der er durch Geburt und Schicksal angehört, und hat außerhalb der Gesamtheit überhaupt keine Möglichkeit zu sein. Aus der sittlichen Natur des Staates aber folgt die Sittlichkeit eines Krieges, der geführt wird um der Lebensnotwendigkeit des Staates willen. Gegenüber der kategorischen Kant'schen Forderung „Es soll kein Krieg sein“ stellt Hegel die sittliche Forderung auf „Es soll Krieg sein“ — sofern er sich nämlich nicht als Willkür, sondern als notwendig für die Existenz des Staates und des Volkes, für die Freiheit des Ganzen und der Einzelnen erweist. Ob aber ein Krieg diese Notwendigkeit ist, darüber hat nicht ein menschliches Tribunal zu entscheiden, sondern die Geschichte. Der Staat wird nie auf das Recht verzichten können, zum Schwert zu greifen, wenn er in seiner Lebensnotwendigkeit bedroht ist.

* * *

von Megsch, Generalleutnant a. D.: „Wehrwende“? Ein Buch für Soldaten und Nichtsoldaten. Scherl, Berlin, 1930; M. 3.50.

Das Buch ist eine wehrpolitische Studie, die die Wehrverhältnisse seit der französischen Revolution, die wichtigsten Kriege des 19. Jahrhunderts und einige Streitfragen des Weltkrieges beleuchtet. Den Abschluß bildet die Darstellung der heutigen wehrpolitischen Verhältnisse der europäischen Staaten. Durch das ganze

Buch ist überall die grundlegende Auffassung ersichtlich, daß der Wehrfrage der erste Platz in der Politik eines Staates zukomme. Beispiele zeigen, wie der primäre Wehrwille eines Volkes staatsbildend wirkt. Lebensfähige Staatlichkeit beginnt immer erst mit einer brauchbaren, dem Volkscharakter und den besondern Verhältnissen angepaßten Lösung des Wehrproblems. Das Selbstbestimmungsrecht, das Recht auf nationales Leben, muß sich bei gesunden Völkern zwangsläufig in Wehr-energie umsetzen. Aus dem Lebenswillen eines Volkes entspringt der Wehrwille. Wehrverfall aber bedeutet Staatsverfall. Darum muß ein Volk, das sich das Recht auf Wehrhaftigkeit vorenthalten läßt oder nicht auf sich nehmen will, auch in Kauf nehmen, daß ihm das Lebensrecht gekürzt wird. Ein Volk, das sich behaupten will, muß den Waffendienst mit allen erdenklichen Mitteln abeln. Wehrfragen dürfen nicht Geldfragen sein. In diesen allgemeinen Anschauungen birgt das Buch auch für ein neutrales Volk Wertvolles und beschämt durch seine Offenheit diejenigen, die Wehrhaftigkeit als notwendiges Übel betrachten und lieber Wehrfragen ausweichen, als den Wehrwillen bejahen.

In den Besonderheiten behandelt von Meißner vorwiegend deutsche Verhältnisse. Im Ausgang des Weltkrieges sieht er weniger den Ausdruck soldatischer Leistungsfähigkeit, als das Fazit verfehlter Wehrpolitik auf Seiten der Zentralmächte. Pazifismus, Sozialismus und Kosmopolitismus hatten den deutschen Wehrwillen lange gelähmt und damit die wesentlichsten Gründe der deutschen Niederlage herbeigeführt. Den Zukunftskrieg, wie er auch aussehen mag, wird entscheiden „die härtere Masse, das opferbereitere Volk, die geschlossenere Nation, das besser organisierte Land, der volksverbundenere Staat, die straffere Führung und der heroischere Volksstolz“. Also lauter politische Momente, nicht kriegstechnische.

Die heutige wehrpolitische Lage, wo den entwaffneten Zentralmächten die gerüsteten und von bewußtem Wehrwillen beseelten Sieger- und Nachfolgestaaten gegenüberstehen, birgt den Keim eines Krieges in sich. „Solange die Erde steht, lag die größte Kriegsgefahr in nachbarlicher wehrpolitischer Schwäche.“ Die Titelfrage, ob sich eine Wehrwende vollzogen hat, wird im pazifistischen Sinne verneint. Für Deutschland aber fordert der Verfasser die Wehrwende vom wehrpolitischen Feinddiktat zum wehrpolitischen Volksbeschluß. Gottfried Zeugin.

Bildwerke.

Schweizer Volksleben, Sitten, Bräuche, Wohnstätten; 144 S. Text, 268 S. Abb. und 8 Tafeln; Rentsch, Erlenbach, 1930; Herausgeber Prof. Brodmann-Jerosch.

Während der I. Band dieses Werkes der Ost- und Südschweiz (St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Glarus, Graubünden und italienische Schweiz) gewidmet war, handelt der eben erschienene und sich würdig dem vorhergehenden anschließende II. Band von der Inner- und Westschweiz (Wallis, Genfersee, westliches Alpengebiet), von Mittelland, Jura und Basel. Daß das Mittelland (Bern, Aargau) und Basel im Vergleich zu Inner- und Westschweiz etwas zu kurz weggekommen erscheinen, mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die innere Schweiz und das Wallis noch mehr ursprüngliches Volksleben und im Bild wiedergebare Sitten und Bräuche bewahrt haben. Was aber in den fast 300 Abbildungen geboten wird, muß rückhaltlos anerkannt werden. In ihnen zu blättern, und sich dabei in Erinnerungen über bereits Gesehenes zu ergehen, oder sich anregen zu lassen, in den nächsten Ferien Versäumtes nachzuholen, bietet einen einzigartigen Genuß.

Dankbar nimmt man auch den Text entgegen, den über zwei Duzend Mitarbeiter geliefert haben. Auch hier wird kein Anspruch auf erschöpfende Darstellung gemacht. Eine solche ist auf so knappem Raum auch ganz unmöglich. Aber man empfängt auch so vielerlei Belehrung, erhält wertvolle Einzelkenntnisse vermittelt, vor allem auch über Zustände des öffentlichen Lebens in Kanton und Gemeinde: über die innerschweizerischen Landsgemeinden, über gemeindeweis ausgeführte Arbeiten im Wallis, über politische Bräuche und Feste der Genfer u. s. w. Dabei ist es dem Herausgeber meist gelungen, seine Mitarbeiter aus den behandelten Ge-

bieten selbst zu gewinnen, so daß man jeweils gleich auch einen geistigen Vertreter der betreffenden Gegenden kennen lernt. — Vom Leben der ganzen Nation sollen die eidgenössischen Schützen-, Turn- und Sängerverbände Zeugnis ablegen. Hier wirken Bild und Text vielleicht weniger überzeugend. Rührt das daher, daß wirkliches Volks- und Gemeinschaftsleben sich auch heute noch vorwiegend nur in den Kantonen und Gemeinden abspielt? Oder daher, daß das eidgenössische Leben eine gewisse Krise durchmacht? Immerhin glauben wir nicht, daß beispielsweise die eidgenössischen Schützenverbände bereits zu bloßen Schieß-Sport-Festivals herabgesunken seien, wie es der Verfasser des betreffenden Textes mit den Worten andeutet: „In den dreißiger Jahren, auch später etwa, galten diese Feiern als Vorbereitung zum Kriege; aus den Schützen wollte man militärische Freikorps bilden. Nun ist die Scheibe nicht mehr Ersatz für ein ängstlich schlagendes Feindesherz, das Gewehr nicht tödende Waffe, längst ist das Schießen von seiner Bestimmung, zu morden, gelöst, doch nicht nur Spiel will es sein, sondern ernstgenommenes, männliches Werk, Erfüllung in sich selbst.“ Erfüllung in sich selbst, das ist aber Selbstzweck; was nicht im Hinblick auf ein darüber hinaus liegendes Ziel geschieht, Spiel; was nicht der geistigen und leiblichen Erziehung zu einem höheren Zweck, zur Wehrhaftigkeit von Staat und Volksgemeinschaft dient, Sport!

Durch Herausgreifen dieses Einzelfalles soll aber nicht der hohe Wert der ganzen Veröffentlichung herabgesetzt werden. Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern gebührt aufrichtiger Dank für ihr verdienstvolles Unternehmen.

* * *

Das deutsche Lichtbild, Jahresschau 1931; Verlag R. & B. Schulz, Berlin, 1930; 160 Abb. und zahlr. Text; M. 15.—.

Diese unter dem Titel „Das deutsche Lichtbild“ zur Veröffentlichung gelangenden „Jahresschauen“ stellen Sammlungen photographischer Spitzenleistungen dar, die der Herausgeber frei aus ihm zugesandten, bisher unveröffentlichten Arbeiten auswählt und in erstklassiger Reproduktion der Allgemeinheit zugänglich macht. Auf diese Weise kommt jeweils ein Werk zustande, das nicht nur in seinen rund anderthalbhundert Einzelbildern, sondern ebenso sehr als Ganzes eine Spitzenleistung darstellt. Das gilt auch wieder von der, nunmehr als 5. Bd. erschienenen Jahresschau 1931. Mensch, Tier und Pflanze, Stadt und Landschaft, Technik und unbelebte Welt finden wir da in stets neuer, eigenartiger und meist ungemein lebendiger, ansprechender Weise festgehalten. Das Durchblättern und sich Versenken in diese Schau bietet wirklich einen seltenen Genuß.

Im einleitenden Artikel des Textteiles schreibt Heinrich Kühn einige sehr richtige Worte über „Lichtbildnerei und Photographie“, die als bestimmend für die Auswahl der vorliegenden Schau angesehen werden können: „Der erarbeitete Besitz vieler Jahrzehnte steht auf dem Spiel. Vor allem aber ist Gefahr vorhanden, daß das ganze Photographieren zu einer gemütsfremden, seelenlosen Spielerei herabgewürdigt werden könnte. . . Es sollte nicht verschwiegen werden, daß das Photographieren in Wirklichkeit doch nicht so ganz einfach ist, wie es aussieht oder in Reklameschriften geschildert wird —, das Photographieren nämlich, das einen wirklichen Zweck hat. . . Die Technik ist zwar erlernbar. Aber für die besondere Betonung des ästhetischen Momentes, auf dessen Pflege es doch vor allem ankäme, wird ein junger Mensch selten reif genug sein. . . Es ist ein müßiges Hin- und Herreden, ob die Photographie eine Kunst sei oder sein könne. Sie ist es so wenig, wie die Malerei an sich eine Kunst ist. Es gibt auch Anstreicher. Nicht so sehr auf die Mittel kommt es schließlich an, als vielmehr auf die Persönlichkeit, die sich ihrer bedient, und auf die Art, wie sie von dieser Persönlichkeit angewendet werden. Macht Bilder! und die spätere Zeit wird darüber entscheiden, ob ihnen ein künstlerischer Wert zukommt.“ D.

Zwei neue Gide-Verdeutschungen.

André Gide, Isabelle, Nouvelle Revue Française. Paris. Deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ein junger Mann kommt zu archivarischen Studien auf ein abgelegenes Schloß,

wo zwei alte Ehepaare mit dem Enkel des einen, einem lahmen und linkischen Knaben, und dessen Erzieher, einem Priester, in einer Atmosphäre unbeschreiblicher Eintönigkeit, Dumpfsheit und Langeweile dahinleben. Diese Atmosphäre ist mit wenigen kennzeichnenden Zügen meisterlich geschildert, sodaß der Leser es ohne weiteres verständlich findet, daß der junge Mann, welcher die Geschichte in der Ich-form erzählt, in einem elementaren Luftbedürfnis bereits nach zwei Tagen wieder die Flucht ergreifen will. Aber da macht er durch Zufall die Entdeckung, daß hinter dieser grau verhangenen Oberfläche sich ein romantisches Geheimnis versteckt, dem er nun alsbald nachspürt und keine Hemmung scheut, bis er in wiederholten Ansätzen die ganze Geschichte ans Tageslicht gebracht hat. Der Knabe ist der uneheliche Sohn der schönen Tochter der alten Schloßherrschaft und eines in der Nachbarschaft wohnenden Adligen, mit welchem sie damals entfliehen wollte, wobei er aber von einem treuen Diener ihrer Eltern überrascht und getötet wurde. Soweit möchte man in der romantisch-novellistischen Form der Erzählung beinahe ein Storm'sches Element wiederfinden, wozu auch die eigentümlich zarte Tonigkeit beiträgt, welche Gide hier wie so oft seinen Gestalten und Geschehnissen in schwebender Weise umzulegen weiß. Allein nun kommen, gleichfalls kennzeichnend für ihn, wieder Züge der Disharmonie und der Desillusionierung in das idyllisch-tragische Bild. Zunächst der Charakter des Erzählers selbst, welcher sich mit dem Fortschritt der Handlung dem Zuhörer mehr und mehr entfremdet, ja ausgesprochen unangenehm wird. Die außerordentliche und immer wieder die Grenzen jedes Taktes, ja jeder Herzenszartheit überschreitende Neugier, mit welcher er rücksichtslos in die eigensten Angelegenheiten der Andern einbricht, wird teils durch das psychologische Interesse des Dichters, für den er sich hält, teils durch seine vom Bildnis der Frau erregte Liebe des noch Unerfahrenen erklärt. Allein man hätte gern, daß der Dichter sich wenigstens andeutend einmal mit dem antipathischen Urteil des Lesers über seine erzählende Figur vereinigt hätte — denn sonst kann sich dieser ganz unwillkürlich bei allem einem Dichter wie Gide geschuldeten Vertrauen des Verdachtes nicht ganz entschlagen, die draußgängerische Forscherfreude des Erzählers sei ein technisch nicht ganz geglücktes Mittel des Dichters, den Leser fortlaufend und in den beabsichtigten Dosen mit der Fabel bekannt zu machen. Später, als gegen Ende der Fabel mit Isabelle selber zusammentrifft und ihr den Schluß der Geschichte ohne viel Einleitung abpreßt, und hierauf in tiefer Enttäuschung sie brüst ihrem Schicksal überläßt — da stellt sich dann der Dichter zum Leser, indem er jenen sagen läßt, er habe sie fortgeworfen wie ein Kind sein Spielzeug, das es zur Aufdeckung des inneren Mechanismus zerbrochen hat. Er zürnt ihr, daß sie seinen romanhaften Begriff von ihr nicht erfüllt hat — und sie dafür, im Augenblick, wo er ihr vielleicht etwas zu helfen vermöchte, in die Not zurücksinken zu lassen, welche sie fast zwangsläufig in ihre hemmungslose Lebensführung zurückstoßen wird —, das muß das ungünstige Urteil über ihn bestätigen. (Da wirkt die kompakt dogmatische Beurteilung des Priesters, der ihren Sohn erzieht, noch entschieden sympathischer, ob schon sich der Leser im Augenblick von den scheinbar hochherzigen Einwänden des Erzählers gefangen nehmen läßt, der sich auf das evangelische Gebot des Nicht-richtens bezieht.) Er bekommt nämlich von Isabelle zu hören, daß sie in jener verhängnisvollen Nacht in einem Anfall von Schwachmütigkeit — diese grelle Schlußwendung ist für Gide wiederum sehr bezeichnend — ihren Geliebten selbst jenem Diener denunziert habe, ohne allerdings mehr zu wollen, als sich im Augenblicke der beabsichtigten Flucht überhoben zu sehen. Darnach verlor sie dann jeden Halt, und auch jetzt zum Schluß verschwindet sie schließlich in Elend und Laster, nachdem das Gut der Eltern vertan ist. Der Erzähler nimmt es dann auf sich, ihrem wenig lebensstüchtigen Sohn eine bescheidene Existenz zu sichern.

* * *

André Gide, Les Caves du Vatican. Nouvelle Revue Française, Paris. Deutsch unter dem Titel: „Die Verließe des Vatikan“ bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Während die besten Romane Gides sich durch große Einfachheit der Linie und eine bedeutende und schlicht menschliche Motivation der Handlung auszeichnen, gehört die theoretische Liebe des Dichters einer ganz anderen Art, welche er

etwa in seinen Aufjäten über Proust und besonders über Dostojewski zergliedert hat. Es ist ja nichts Seltenes, daß die Sehnsucht eines Künstlers gerade das geringer achtet, was ihm gegeben ist, und zu dem hinliegt, was ihm versagt ist. Hier ist dieses das ganze Reich der unbedentlichen oder dämonischen Lebensfülle, das Sinnlich-Quellende oder irgendwie Romantisch-Stille. Gerade auf seinem offenen Sinn für dieses Geistesreich, welchem der Franzose haßvoll verschlossen zu sein pflegt, beruht ja Gides geistige Weite und die besondere und hoffnungsvolle Rolle, welche er im französischen Geistesleben der Gegenwart zu spielen berufen ist. Etwas anderes ist es jedoch, eine Art von ihrem Gegensatz her einfühlend zu begreifen, und etwas anderes, darin selbst schöpferisch zu werden. Gide hat hier versucht, aus seinen analytischen Theorien heraus einen Roman aufzubauen, und der Erfolg ist ausgeblieben. Was jenseits aller Einzelmotivierung bloß lebendig sein sollte, wirkt nur unmotiviert, und was die strenge Linie in bunt wuchernder Fülle begraben sollte, gelangt nur zur Zerfahrenheit. Ohne einzelne gelungene Züge und Gestalten zu verkennen, kann man doch sich nirgends zu einem tieferen und anhaltenden Interesse gewinnen. Die Grundidee, die Ausnützung des grotesken Gerüchtes von der Gefangennahme des Papstes durch die Freimaurer seitens einer Schwindlerbande scheint ja historisch belegt zu sein; jedoch kann die Art und Weise, wie diese in dem Roman ihre Opfer heranzieht, nicht als überzeugend bezeichnet werden. Ebenso wenig findet sich der Leser auf die Dauer mit den vielen überraschenden Zufällen und seltsamen Zusammentreffen ab, durch welche die Handlung vorangetrieben wird. Am größten wird die Wahrscheinlichkeit malträtirt von der Gestalt des Obergauners Protos, eines Nachfahren des Meisterverbrechers der amerikanischen Kriminalromane, der aber sich über seine Ressourcen nirgends hinlänglich auszuweisen weiß. Am meisten Mühe hat sich der Verfasser offenbar mit der Figur des Lascadio gegeben, die von ferne ein wenig an diejenige des Dorian Gray erinnert und auch größtenteils dem Ideal der schönen blonden Bestie nachstrebt. Jedoch es fehlt wiederum hoffnungslos der unmittelbare Lebensreichtum, und so bleibt es bei einer Retortengeburts, deren Quersprünge nur unangenehm wirken. Dabei beschäftigt den Verfasser wieder wie so oft die Idee des, wie man in der Psychologie sagt, „frei steigenden“ Beweggrundes, des Verbrechers ohne ihm selbst und den andern verständliches Motiv. Allein man hätte andere psychologische Register ziehen müssen, um hier über die Psychologie hinauszukommen. So bleibt alles in einer künstlichen Spurenverwischung der vorbewußten Reifungsvorgänge hängen, und wo wirklich dann einmal schlicht aufs Menschliche zurückgegriffen wird, da kommt ein unerlaubter Kitsch zustande; man denke an die Liebe der Dirne Carola zu dem reinen Loren Fleurissoire oder gar an die unmögliche Schlusszene. Entsprechend diesem Auseinanderfallen des Inhalts ist auch Gides Stil hier von einer ungewohnten Unruhe, Kurzatmigkeit, unorganischen Sprunghaftigkeit und Künstlichkeit. Der Dichter hat hier einer These zuliebe eine heftige Anstrengung wider seine Natur gemacht. Das ist schade.

Erich Brod.

Schweizer Frauenliteratur.

Die Briefe von Julie Bondeli an Johann Georg Zimmermann und Leonhard Usteri, aus dem Französischen zum ersten Mal übertragen von Lilli Haller (Huber, Frauenfeld), sind weniger wertvoll als Dokumente der menschlichen Seele denn als Spiegelbild des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Fast mit Neid sehen wir auf eine verschwundene Kultur in unserm Vaterlande, da eine herrschende aristokratische Klasse unter günstigen äußern Bedingungen inbrünstig der Kunst und Gelehrsamkeit pflog. Keine bedeutende Erscheinung in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, Holland und England entgeht den wißbegierigen Blicken Juliens. Bis zur Erschöpfung ihrer zarten Gesundheit gibt sich die Heranwachsende gelehrten Bestrebungen hin, und erst in reiferem Alter erkennt und bezeichnet sie selbst die Grenzen, die ihr die weibliche Natur, die Art ihrer Begabung und ihre Kränklichkeit ziehen. Die Briefe Juliens waren zum Weitergeben an Freunde und Bekannte bestimmt; in größerem Umfange wurden sie allerdings erst nach ihrem Tode durch den Druck

der Öffentlichkeit zugänglich. In den meisten Briefen müssen wir auf den Reiz der Unmittelbarkeit verzichten, und der Verzicht ist umso schmerzlicher, als unter den für das Publikum zurechtgelegten Falten ein lebhaftes, ungestümes Herz schlägt. Nieder, Stöckelschuhe, gepuderte Locken lassen ein repräsentatives Bild Juliens entstehen. So schlägt das Zirkelwesen, ja selbst schöngeistige Klatschsucht ihre Wellchen um die wahrhaftigste Bernerin, die Julie Bondeli bleibt, auch wenn sie gesteht, deutsch schreiben heiße ihr in einer Fremdsprache schreiben. Wie erquickend begründet sie dem Freunde gegenüber die Ablehnung einer Einladung, welche die württembergischen Hoheiten an sie erließen: sie wolle in jenem Kreise nicht das Rhinoceros machen. Durch die ganze Briefsammlung dieses „geistreichen Frauenzimmers“ geht ganz leise die Klage um ihre vergewaltigte weibliche Natur. Von ihrer Abhandlung über den moralischen Takt und den Beobachtungsgeist, die Zimmermann dem Drucke übergeben hat, sagt sie: „Ich habe nun den Gang meiner Ideen zu Papier zu bringen versucht; aber die Arbeit widerte mich an, weil ich Frau bin und weil eine Frau nicht über Metaphysik schreiben soll in den dem Stoffe angepaßten Ausdrücken und Wendungen, selbst wenn ihr Stil von leuchtender Klarheit wäre. Anderseits bin ich zu sehr Mann, um mich je entschließen zu können, dort Eleganz anzubringen, wo es bloß klarer und klar ausgesprochener Ideen bedarf, und dort Blumen zu streuen, wo nur Konsequenz und Deutlichkeit gefordert wird.“ Wie rasch greift sie den Tadel des Freundes auf hinsichtlich ihres „metaphysisch-wissenschaftlichen Stiles“. „Es erging mir wie bei einem Tick, der, sobald jemand ehrlich genug ist, einen darauf aufmerksam zu machen, sich von selbst verliert.“ Und in der Tat wird nun ihre Ausdrucksweise weniger abstrakt. Ja, die Dreiunddreißjährige gibt Zimmermann, wenn auch unter der Halbmaske der Ironie, eine Beschreibung vom Wiederaufblühen ihrer körperlichen Reize, nachdem ihre Gesundheit sich gebessert hat. Wie eifrig versichert sie den Freund, daß der Impuls und nicht der Fleiß ihre Bildung bewirkt habe. Die Frau, deren reife, wohl abgewogene Urteile über alle kulturellen Erscheinungen ihrer Zeit überraschen und zur Bewunderung zwingen, empfindet instinktiv, daß die tiefsten Beziehungen zwischen Mann und Weib sich auf einer andern Seelenfläche knüpfen als auf derjenigen des Verstandes. Je wärmer die Briefe der Vierzigerin werden, desto abweisender müssen die Antworten gelautet haben, die aufzufinden leider der Herausgeberin nicht möglich war. Nach vierzehnjähriger Freundschaft löst Zimmermann rücksichtslos das Band. Dies bringt die tragische Erschütterung in ein Buch, das sonst an Gemütsbewegungen eher arm erscheint, besonders, da der zweite Teil, die Briefe an Leonhard Usteri, durchgehends einen achtungsvoll gemäßigten Ton innehalten.

Verzichten, so tönt es auch aus der eigenen Dichtung **Lilli Hallers**, die sich im vorangehenden Werke als warm einfühlende Herausgeberin und Übersetzerin vorgestellt hat. Eine stille Geschichte nennt die Verfasserin ihre Novelle: **Frau Agathens Sommerhaus** (Huber, Frauenfeld). Ein altes, halb verfallenes Erbhaus mit einem Wandelgang von Apfelbäumen und einer bunten Wirrnis an Blumen ist der Rahmen für die dunkelhaarige Frau im bernsteinfarbenen Seidenkleide. Der Traum einer späten Liebe zeichnet sich blaß und unwirklich am nachsommerlichen Horizont. Er vergeht, wie die Sternaugen der altväterischen Phloze erlöschen. Das Aufblühen des Rittersporns und der Gladiolen, der Sturz der Malven nach einem Gewitter, die seelische Anmut kluger, zarter Kinder, Geburt und Tod eines Kälbchens — das sind die Ereignisse, welche die tiefverschwiegene Einsamkeit unterbrechen, bis mit dem „Sommerherrs“ das kräftige Leben einströmt und wieder entweicht. Frau Agathe scheidet in verhaltneissem Leid, bevor Robert Erzinger der Freundin seine junge Braut zuführt. Viel Innigkeit, viel schwebendes Gefühl ist in eigenartigen Worten festgehalten, die wie ein dunkles Volkslied im Gemüte nachklingen.

Herber, willensbetonter ist die Entsagung bei **Ruth Waldfstetter**. Schon der Titel ihrer Novellensammlung: **So ist das Leben** (C. F. Müller, Karlsruhe) verrät ein tapferes Sichabfinden mit der Wirklichkeit. Schärfe der Beobachtung, ein über-raschendes Gefühl für die Tragikomik unseres Daseins, das tiefe Verstehen menschlicher Unzulänglichkeiten geben diesen Erzählungen, die in ihren Motiven so wenig „erfunden“ scheinen, den warmen Goldton der Reife. Sowohl Lilli Haller wie Ruth Waldfstetter geben Frauenkunst, die ohne Zweifel eine wertvolle Ergänzung bildet zur Schweizer Literatur männlicher Herkunft.

H e l e n e M e y e r.

Eine neue deutsche Literaturgeschichte.

Der Verlag Ullstein, Berlin, hat eben in rascher Folge die zwei mächtigen Bände (I. Band 730, II. Band 870 Seiten) einer neuen deutschen Literaturgeschichte herausgebracht. Diese „Geschichte der deutschen Literatur“ hat den durch seine „Geschichte der Weltliteratur“ bekannten Paul Wiegler zum Verfasser und ist ein Werk, das alle Beachtung verdient.

Es ist heute bei dem in den Methodenfragen der Literaturwissenschaft herrschenden Chaos geradezu ein Wagnis, eine Literaturgeschichte zu schreiben, da ein Verfasser damit rechnen muß, von vorneherein bei einer ganzen Reihe von Leuten nur darum abgelehnt zu werden, weil die Grundsätze der Literaturbetrachtung, auf denen sich sein Werk aufbaut, keine Gegenliebe finden. Da erfrißt es denn in hohem Maße, wie Paul Wiegler unbefümmert seine Wege geht, das Wort Gundolfs im Herzen: „Es gilt (durch Darstellung, nicht durch Zensuren) zu scheiden zwischen Totem und Lebendigem, ja zwischen Tötendem und Belebendem der ganzen Überlieferung.“

Der erste Band seiner Darstellung reicht von den Anfängen bis zu Jean Paul, der zweite Band — er ist auch selbständig unter dem Titel „Geschichte der neuen deutschen Literatur“ erschienen — befaßt sich mit der deutschen Literaturgeschichte von der Romantik bis zur Gegenwart. Die beiden Bände sind meisterhafte Arbeit! Schon die Inhaltsverzeichnisse mit ihrer geschickten und selbständigen Gliederung des Stoffes zu durchgehen, ist ein Vergnügen. Der reich und (besonders im ersten Band) interessant illustrierte Text dann verrät allenthalben, wie stark der Verfasser seinen Stoff beherrscht — er arbeitet aus der Fülle heraus und ist außerordentlich findig, wenn es gilt, mit einer schlagenden Parallele ein Ereignis zu beleuchten. Dabei berührt es angenehm, wie er durchgehend innerhalb der Aufzeigung der großen Zusammenhänge auch dem Biographischen sein Recht widerfahren läßt und glänzend zu charakterisieren versteht — sozusagen ausschließlich mit dem Mittel der Darstellung, ohne Noten zu erteilen oder sich selber hervorzudrängen. Die ganze Mannigfaltigkeit der in Frage kommenden Erscheinungen ist mit so ungemeinem Geschick in den Fluß der Darstellung einbezogen, und die Übergänge ergeben sich so selbstverständlich und leicht, daß man es schwer hat, von der Lektüre wieder loszukommen.

Der zweite Band bringt auch ein Namenregister für das ganze Werk, das damit auch als Nachschlagebuch und Repetitorium der gesamten deutschen Literaturgeschichte ausgezeichnete Dienste zu leisten vermag. Wo aber in einer Familienbibliothek die deutsche Literaturgeschichte noch fehlt, da wird man künftighin trachten müssen, die Lücke durch die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Paul Wiegler auszufüllen.

Carl Günt her.

Aus dem Reich der Wissenschaft.

Benedetto Croce, Logik als Wissenschaft vom reinen Begriff. Nach der vierten Auflage übersezt von Felix Moeggerath. (1930, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.)

In den von Hans Feist herausgegebenen Gesammelten philosophischen Schriften Benedetto Croces in deutscher Übertragung ist nunmehr die „Logik“ erschienen, die in ihren Grundzügen — in italienischer Sprache — schon im Jahre 1904 vorlag und es unterdessen zu vier Auflagen gebracht hat — kein alltägliches Schicksal einer Logik! Erfreulich ist es, daß wir dieses gewichtige Werk nun auch in deutscher Sprache besitzen, und daß die Übertragung so geschickten Händen anvertraut worden ist: man gewinnt den Eindruck, es sei die denkbarste Sorgfalt an diese Übertragung gewendet worden, und man läse sie arglos für einen ursprünglich deutschen Text, wenn nicht das Temperament der Darstellung einen immer wieder daran erinnerte, daß man es mit einem italienischen Autor zu tun hat.

Die erstaunliche und bedeutende Gelehrtengehalt Croce, der mit seiner Universalität und seinem Weitblick an einen Renaissance-menschen erinnert, schreibt natürlich keine eng formalistische Logik, sondern drängt unmittelbar zum ent-

scheidenden Angelpunkt des Ganzen hin — wie es der Titel schon andeutet, zum Begriff des reinen Begriffs, der in Croces sich leicht an die Hegelsche Philosophie anlehnt, pointiert idealistischer Auffassung alle empirischen und abstrakten Begriffe ausschließt; sie erscheinen nur als sog. „Pseudobegriffe“. So radikal vorgehende philosophische Konzeptionen haben den großen und bestechenden Vorteil einer lichtvollen Einheitlichkeit, der denn auch in Croces System eindrucksvoll hervortritt. Andererseits ist es klar, daß bei der alleinigen Anerkennung einer einzigen Grundform des geistigen Seins das einer Betrachtung durch die Logik würdige Inventar sehr bescheiden wird, und daß, je fester ein gedankliches System zusammengeschlossen wird, desto mehr Schwierigkeiten ihm erwachsen müssen, da ein jedes Problem seine Lösung durch jenen die Einheit des Systems bedingenden Gesichtspunkt verlangt oder durch Berufung auf ihn in Abrede gestellt werden muß. Solche Schwierigkeiten gegenüber Croce namhaft zu machen (sie sind z. T. schon namhaft gemacht, man vergl. z. B. die Ausführungen in Fritz Heinemanns „Neue Wege der Philosophie“, Leipzig 1929), muß der Fachliteratur vorbehalten bleiben.

Der Leser, dem die reinlogischen Darlegungen des ersten Teils des Werkes vielleicht etwas schwer verdaulich vorkommen, wird bei der Lektüre der späteren Partien erleichtert aufatmen, wo Croce von der geschaffenen Grundlage aus eine glänzende Darstellung über „Philosophie und Geschichte in ihrem Verhältnis zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften“, über „Die Formen der Irrtümer und die Erforschung der Wahrheit“ (mit einem besonders feinen Abschluß: „De consolatione philosophiae“) und schließlich einen großzügigen und frischen „Historischen Rückblick“ gibt.

Carl Günther.

Aus Zeit und Streit

Allerlei Meinungen über allerlei Dinge.

Außenpolitische Erkenntnisse.

Aus der Umschau der „Schweizerischen Rundschau“:

„Man sagte sich vor, daß die Volksstimmung im angenommenen Budget pro 1930 die äußerste Belastungsgrenze sähe, daß ein Mehr nicht tragfähig sei, daß man die Hoffnung auf Abbau nicht trügen dürfe. . . Seither, seit nur einem Jahr, hat die Stimmung zwar ins akute Gegenteil nicht umgeschlagen. Aber es ist doch so, daß sich im Volk eine Wandlung vollzogen hat. Die vor Jahren weitverbreitete Militärverdrossenheit war keineswegs schon Antimilitarismus, aber eine ganz vorzügliche Basis für antimilitaristische Propaganda. Das Geschimpfe und der Spott, dem man an den Gittern des Kasernenhofes begegnete, wenn gedrillt wurde, das war ja allher. . . Unverkennbar, das Geschimpfe hat abgenommen. Man greift jedenfalls nicht stark daneben, wenn man wieder so etwas wie einen Hauch von Militärfreudigkeit feststellen kann. . . Der schweizerische Soldat ist Wehrmann. Was könnte besser seine Zweckbestimmung ausdrücken, als diese Bezeichnung? Das Wehrkleid gehört zum eisernen Inventar des Haushalts. Warum soll man auch nicht wieder davon sprechen dürfen? . . . Zweifellos hat die Nachkriegszeit in eine derartige Qualifikation des eidgenössischen Wehrwillens tiefe Breschen gehauen. Nicht nur die antimilitaristische Propaganda hat ihren Anteil. Vor allem sind wir ein Opfer der internationalen Atmosphäre geworden, welche zeitweise das Heer als überflüssig erscheinen ließ. Ganz richtig hat man schon gesagt, daß Locarno auch bei uns die Leute heillos benebelte. Nicht Locarno, sondern alles, was geschäftige Agenturen den fiedenlehzenden Völkern mundgerecht machen wollten. Der Rückschlag durfte keine Überraschung sein. Er zeichnete sich bereits 1928/29 ab, brach dann evident 1930 aus, als man sich in den Abrüstungsverhandlungen in eine Manie zur Aufrüstung hineinverhandelt hatte. Damit war die Hoffnung auf die realen Möglichkeiten internationaler Friedenssicherung empfindlich getroffen.“